

Gunther Ross

Das Geheimnis des Weidenbaumes

Eine „fast“ mythologische
Erzählung aus Ueberau

Forstberg-Verlag, Reinheim

Vorwort

Schon nach Veröffentlichung meines ersten Buches, das außer meiner Gedichte auch einige Kurzgeschichten enthielt, wurde ich mehrfach angesprochen, weshalb ich nicht eine längere, komplette Geschichte oder auch Erzählung als Buch veröffentlichen würde. Verschiedene fertiggestellte Manuskripte lagen entsprechend längst vor. Deshalb habe ich mich entschlossen, den für mich neuen Schritt in den Bereich der Belletristik zu wagen. Inspiriert von der lieblichen, außerordentlich schönen und oft auch „geheimnisvollen“ Landschaft des Gersprenztales, entstand „Das Geheimnis des Weidenbaumes“, sehr stark mit der antiken, klassischen Sagenwelt verknüpft. Meine somit „fast“ mythologische Erzählung, wurde mit einem „Augenzwinkern“ niedergeschrieben und soll allen Leserinnen und Lesern – hoffentlich viel Spaß, Freude, Spannung und vor allem „gute Unterhaltung“ bringen!

Gunther Ross, Ueberau 2019

Impressum

© bei Gunther Ross, Reinheim

Erschienen im Forstberg-Verlag, Reinheim

ISBN: 978-3-9820332-3-5

Umschlagfotos: Peter Dotterweich

Herstellung: Forstberg-Medien · www.forstbergmedien.de

Gedruckt in Dänemark, Oktober 2019

Wer wohnt denn schon im Weidenbaum?

1. Kapitel

Es war im späten Herbst. Kalt war es geworden und früh morgens schaffte es die Sonne kaum noch durch die aufsteigenden Nebelschwaden hindurch zu kommen. Es tropfte von den sich allmählich verfärbenden Blättern der Bäume, obwohl es ausnahmsweise einmal nicht regnete. Die Tage waren deutlich kürzer geworden und die Feuchtigkeit, die aus den Wiesen aufstieg, hingte sich wie schwere Tautropfen an jedes Blatt, jeden Halm und an jeden Baum und Strauch. Das Tageslicht war matt und trübe gewesen und kaum, daß man die Sonne hatte erahnen können, die versucht hatte sich gegen den Nebel durchzusetzen, war sie auch schon wieder verschwunden und alles blieb ziemlich trist und grau.

Sehr „ungemütlich“ konnte man das naßkalte Wetter nennen und wer jetzt, am frühen Abend, nicht unbedingt hinaus mußte, der blieb zu Hause, setzte sich an einen wärmenden Ofen und trank gemütlich einen heißen Tee, der von innen her aufwärmen sollte. Meist brannte irgendwann dann eine Petroleumlampe, die zwar nicht sehr viel Licht machte, aber eine wohlige, gemütliche Beleuchtung von sich gab, auch wenn der Lichtschein manchmal Schatten tanzen ließ, die fast etwas geisterhaftes hatten. In manchen Häusern brannte man stattdessen Kerzen, wenn man sich das Petroleum für eine Lampe nicht leisten konnte, denn Kerzen waren billiger und wurden sehr oft auch selbst angefertigt, wenn man besonders sparsam sein mußte.

Hermine hatte sich in der Nähe ihres prasselnden Ofens in ihren uralten Schaukelstuhl gesetzt, der noch von ihrer

Großmutter stammte und der schon ziemlich abgenutzt und verschlissen aussah. Er tat immer noch seine Dienste, auch wenn er kein besonders ansehnliches Möbelstück mehr war, nachdem er nun schon in der dritten Generation weiterhin benutzt wurde. Sie saß in diesem Schaukelstuhl, wippte gedankenverloren sachte hin und her, trank einen großen Schluck heißen Tee und hing ihren Gedanken nach. Zu ihren Füßen spielte „Mitzi“, die Katze, mit dem Wollknäuel, das ihr unbemerkt vom Schoß gerollt war, als sie bei Stricken eine kleine Pause eingelegt hatte.

„Wirst du wohl aufhören meine ganze Wolle durcheinander zu bringen!“ bemerkte sie erst jetzt, was die Katze mit dem Wollknäuel zu ihren Füßen machte. Mitzi indessen fand es offenbar sehr „spannend“ die Wolle immer weiter in den Raum zu rollen, bis Hermine ruckartig aufstand und sich der Sache selbst annahm. Somit war das Spiel der Katze mit der Wolle sofort beendet und Hermine wickelte alles schnell wieder auf, damit es kein weiteres Durcheinander im gesamten Raum mehr gab.

„Du bist mir schon ein albernes Geschöpf,“ schmunzelte die ältere Frau wohlwollend. Sie mochte ihre nicht mehr so ganz junge Katze sehr, die ihr immer wieder neue Unterhaltung und angenehme Gesellschaft bot.

Hermine war eine sehr robuste Frau, die ein arbeitsreiches und oftmals mühsames Leben bisher hinter sich gebracht hatte. Viel harte Arbeit und Existenzsorgen hatten ihren Lebensweg geprägt. Jetzt, da sie das sechzigste Lebensjahr überschritten hatte, wollte sie es sich endlich und soweit möglich gut gehen lassen und langsam zur Ruhe kommen.

Ihr Mann Heinrich, den fast alle „Heiner“ genannt hatten, war schon vor einigen Jahren plötzlich und unerwartet verstorben. Ihre Tochter und ihr Sohn waren beide schon lange aus dem Haus, hatten eine eigene Familie gegründet und lebten inzwischen ziemlich weit entfernt von ihr. Man sah sich ein bis zweimal im Jahr, meist an runden oder den so genannten „halbrunden“ Geburtstagen oder auch an Weihnachten. Es war immer eine sehr umständliche und aufwen-

dige Sache, wenn man sich besuchen wollte und meist waren es ihre Kinder, die zu ihr nach Ueberau kamen, wenn es wieder einmal soweit war. Hermine selbst fand es inzwischen viel zu anstrengend, verwirrend und aufwendig solch weite Reisen zu unternehmen. Somit hatte sie zu ihren Enkelkindern so gut wie gar keinen Kontakt mehr und wenn diese bei den jeweiligen Besuchen dabei waren, dann war man sich sehr fremd und ging meist sehr unpersönlich miteinander um, weil man einfach zu wenige Möglichkeiten gehabt hatte sich näher kennen zu lernen...

So lebte Hermine, zusammen mit ihrer Katze Mitzi und dem kleinen Mischlingsrüden Waldemar, den sie meist nur „Waldi“ nannte, in ihrem kleinen Häuschen, mitten im Ortskern von „Iwwero“, wie die Ueberauer ihren kleinen Ort von jeher in ihrer ureigenen Mundart nannten.

Hermine war allseits bekannt und sehr gern gesehen, weil sie immer freundlich und ausgeglichen war und oft zog man sie zu Rate, wenn es um irgendwelche Streitigkeiten ging, was unter Nachbarn auch manches Mal und gelegentlich vorkam. Auf ihre wohlüberlegten Worte hörte man, denn sie bemühte sich immer unparteiisch und gerecht zu sein und auch zu bleiben. Ihr Wort galt sehr viel bei den Leuten vor Ort und somit war sie wider Willen und unfreiwillig schon längst zu einer Art „Schiedsfrau“ in Ueberau geworden.

An jenem Abend saß sie, wie bereits erwähnt, an ihrem Böllerofen, strickte nach kurzer Pause an ihren Socken weiter, die sie gerade in Arbeit hatte, nippte an ihrem heißen Tee und während sie leicht schaukelnd in ihrem uralten Schaukelstuhl ihren Gedanken nachhing, war es draußen inzwischen dunkel geworden. Heute hatte sie in der Stube mehrere Kerzenstumpen brennen, denn das Petroleum für ihre Lampen war ihr fast ausgegangen und sie hatte vor in den nächsten Tagen neues zu besorgen. Dazu mußte sie allerdings nach Reinheim laufen, also in die „Stadt“ gehen, denn in Ueberau gab es kein Geschäft, das den Brennstoff für ihre Lampen vorrätig hatte. Das wollte sie ganz bestimmt in den nächsten Tagen erledigen, sobald das Wetter etwas besser